

Sitzungsberichte
der
Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1917, 5. Abhandlung

**Die Vorstellungen vom alten Reich
in ihrer Einwirkung auf die neuere
deutsche Geschichte**

von

Robert Davidsohn

Vorgetragen am 7. Juli 1917

München 1917
Verlag der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth)

Das römische Reich deutscher Nation genoß in den letzten anderthalb Jahrhunderten seines Bestehens beim eigenen Volke kaum größeres Ansehen als draußen in der Welt. Voll übermütigen Hohnes läßt Goethe einen der trinkfesten Gesellen in Auerbachs Keller davon singen, wie es kaum noch zusammenhalte, und im zweiten Teile des Faust schildert der Dichter rückschauend die Zustände in düstersten Farben. Im Thronsaal der Kaiserpfalz läßt sich der Erzbischof-Kanzler vernehmen:

Wer schaut hinab von diesem hohen Raum
In weite Reich, ihm scheint ein schwerer Traum,
Wo Mißgestalt in Mißgestalten schaltet,
Das Ungesetz gesetzlich überwaltet
Und eine Welt des Irrtums sich gestaltet.

In „Dichtung und Wahrheit“ berichtet Goethe von den Eindrücken, die er als Kind durch den Besuch des Römers empfing. Märchenhaftes vernahm er von Karl dem Großen, aber das historisch Interessante habe für ihn erst mit Rudolf von Habsburg begonnen. Die eigentlich wichtigen Perioden der Kaisergeschichte, die der Sachsen, Salier, Staufer erwähnt er nicht einmal. Dem 18. Jahrhundert war das Reich das Reich der Habsburger. Herder wies freilich in den „Fragmenten“¹⁾ mit der ihm eigenen, dem Lebensvollen zugewandten Intuition auf die Gestalt Friedrich II. hin, dessen Wesen er in helleres

¹⁾ Fragmente über die neuere deutsche Literatur, III. Von der neueren römischen Literatur. Herders Werke, herausgeg. von Düntzer. Berlin (ohne Jahreszahl) XIX, S. 190 f.

Licht gesetzt zu sehen wünschte.¹⁾ Aus Goethes Jugenderinnerungen wissen wir, wie in der Reichsstadt viel von den früheren Kaiserkrönungen gesprochen wurde, aber doch vorwiegend unter dem Gesichtspunkte des prunkvollen Schauspiels und der Festlichkeiten, ja, man gewinnt den Eindruck, daß die im Mittelpunkt jener Zeremonien Stehenden, zumal Franz I. und Maria Theresia, das Ganze als eine Art ehrwürdiger Maskerade behandelt hatten.

Gibbon glaubte in seiner 1782 vollendeten „History of the decline and fall of the Roman Empire“ die gesamte Geschichte des mittelalterlichen Imperiums bis ins 16. Jahrhundert in 2½ von den 7 Bänden als einen bloßen Anhang zu der der sinkenden Herrschaft Westroms, als deren Nachklang, als einen Teil von dessen Verfall darstellen zu können, was in Deutschland der Bewunderung für sein Werk nicht den geringsten Abbruch getan hat. Als vierundzwanzig Jahre später das Reich Karls des Großen und Ottos I. in Trümmer ging, war die Teilnahme an diesem Vorgange beim deutschen Volke eine außerordentlich geringe. Die allgemeine Reichsversammlung zu Regensburg mußte sich in einem am 1. August 1806 überreichten „Diktatum“ von den zum „Rheinischen Bunde“ vereinigten Regierungen einige traurige Wahrheiten sagen lassen: die Kriege der letzten Zeit hätten bewiesen, wie das Band, das die verschiedenen Glieder des deutschen Staatskörpers vereinigen sollte, für diesen Zweck nicht hinreiche, daß es tatsächlich bereits gelöst, daß Ausdrücke wie „Reichskrieg“ oder „Reichsfrieden“ leere Wortschälle seien, weshalb es denn nicht lohne, den bloßen Schein einer erloschenen Verfassung beizubehalten. Fünf Tage später legte Franz II. durch sein am 12. August zu Regensburg überreichtes „Mandatum“ die Krone des Reiches nieder, da das reichsoberhauptliche Amt durch

¹⁾ Sein Interesse an Friedrich II. war indes mehr ein literarisches und kulturelles; er feierte ihn (worin er irrte) als Wiederhersteller des griechischen und morgenländischen Schrifttums, der Weltweisheit, der Naturkunde, und beklagte ihn als Märtyrer seiner Zeit.

die Vereinigung der konföderierten rheinischen Stände als erloschen betrachtet werden müsse.

In der „Allgemeinen“, oder wie sie damals hieß, der „Kaiserlich österreichischen und königlich bairischen privilegierten Allgemeinen Zeitung“ wurde dieses Edikt als „wichtige Erklärung“ bezeichnet,¹⁾ aber in diesem Beiwort ist der gesamte eigene Meinungs- und Empfindungsausdruck des führenden süddeutschen publizistischen Organs jener Zeit gegenüber einem der bedeutsamsten geschichtlichen Vorgänge enthalten. Am 1. September²⁾ druckte sie dann die höchst phrasenhaften Betrachtungen eines ungenannten Schweizer Blattes nach, in denen die Erhabenheit Franz' II. gepriesen wird, die er im Herabsteigen vom Throne des Reiches erwiesen habe. Freilich konnte man damals noch nicht wissen, daß Kaiser Franz bei Napoleon für die Niederlegung des Kaisertitels, für die Auflösung des Reichsverbandes möglichst lohnende Kompensationen zu erlangen gesucht hatte.³⁾ Die Mainzer Zeitung ließ sich höhnend vernehmen: Deutschland sei nicht heute erst untergegangen, nur wenige Menschen erheben Klage an dem Grabe eines Volkes.⁴⁾ Vergebens sucht man in den Berliner Blättern jener Tage nach einem Worte, sei es auch nur der Erinnerung an die Vergangenheit. Die „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen der Haude und Spenerschen Buchhandlung“, sowie die „Königlich privilegierte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen im Verlage Vossischer Erben“ enthielten in ihren Nummern vom 19. August⁵⁾ die Mitteilung der kaiserlichen Kundgebungen ohne jede Hinzufügung, die „Spenersche“ wenigstens auf der ersten Seite, die „Vossische“ dagegen hinter einem Lotterieplan und der Liste angekommener Fremden. Zwar gab es in Berlin vierzehn Tage später im Theater vaterländische Kundgebungen anläßlich einer Aufführung der Jungfrau von Orleans, bei der

¹⁾ Nummer 226 vom 14. August 1806.

²⁾ Nummer 244.

³⁾ Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert I³, 233.

⁴⁾ Ebendort S. 235.

⁵⁾ Nummer 99 beider Blätter.

die Worte „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre“ jubelnd aufgenommen wurden, und sie wiederholten sich am 19. September, an welchem Tage wie der Zeitungsbericht sagt „auf lautes Begehren“ „Wallensteins Lager“ dargestellt wurde, zumal anlässlich einer nach dem Gesange des Reiterliedes eingelegten von Weber komponierten Kriegskantate.¹⁾ Aber die allzu hoch auflodernde, allzu bald verrauschende Begeisterung galt nicht Deutschland und konnte ihm nicht gelten, da ein großer Teil der Deutschen im Lager des Feindes stand, sie war vielmehr eine ausschließlich preußische. Sehr schnell sollte sich überdies zeigen, wie es mit dem Vaterlandsgefühl weiter Kreise der großstädtischen Bevölkerung in Wahrheit bestellt war. Kaum hatten die Franzosen nach der Schlacht von Jena Berlin besetzt, als ein nicht geringer Teil der privaten Anzeigen in jenen beiden Blättern in französischer Sprache erschien. Da wurde die Jägerstraße zur „Rue des chasseurs“, die Brüderstraße zur „Rue des frères“, der weggelaufene Windhund zum „levrier au poil gris“ und Wusterhausen an der Dosse zu einem „Wusterhausen sur la Dosse“. Erst später fegten die zürnenden und mahnenden Worte, die aus den Hörsälen der neuen Universität erklangen, das unheilvolle Gedünste fort, das über den Niederungen lagerte.

Kurz ehe das Reich dahinschwand, hatte sich aus Franken die Klage über „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ aus jenem anonym erschienenen Sedezbändchen erhoben, dessen Erscheinen der Verleger Palm mit dem Märtyrertode büßte. Der Verfasser der übrigens unerheblichen Schrift, wie sich später ergab, der Ansbacher Kammerassessor Johann Konrad v. Yelin, hatte noch die Hoffnung ausgedrückt, es werde „dem weiteren Verfall des Reiches gesteuert werden“ und diese Hoff-

¹⁾ Die Tondichtung scheint verschollen zu sein. In den Textversen kam die Stelle vor:

„Held Friedrich Wilhelms Helden glühn
Und brechen glühend auf und ziehn
Zum Kampf fürs Vaterland.“

nung war vorwiegend auf Sachsen, auf Friedrich August, „einen der seltensten Fürsten in Absicht auf Herrschertugenden“ gerichtet, während die Fehler und Schwächen der preußischen Politik schonungslos aufgedeckt wurden.

Die Schwere der napoleonischen Fremdherrschaft, die Schmach der Zerrissenheit drängten in verhältnismäßig kurzer Zeit die Erinnerung daran in den Hintergrund, wie lose der Reichsverband, wie unklar der Begriff „Deutschland“ gewesen sei. Die Sehnsucht nach einem Neuerstehen des alten Verbandes war in den Gemütern derart mächtig, daß der Oberbefehlshaber des russisch-preußischen Heeres, Generalfeldmarschall Fürst Kutusow-Smolenski, in der Kalischer Proklamation vom 13./25. März 1813 als Ziel des Kampfes den „Fürsten und Völkern Deutschlands“ die „Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit“ und die „Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reiches“ verkündete.¹⁾ Feinfühligen Vaterlandsfreunden mochte es als traurige Vorbedeutung erscheinen, daß sie eine derartige Verheißung von dem russischen Generalissimus entgegennehmen mußten, doch darf man vermuten, sie sei unter dem Einfluß des Freiherrn von Stein in die Proklamation aufgenommen worden, der kurz zuvor in Kalisch eingetroffen war.²⁾

Dem dunklen Sehnen, daß ein Band die deutschen Stämme in Zukunft wieder vereinen möge, entsprach indes kein im Volke verbreiteter klarer Begriff einer künftigen, lebenskräftigen, staatlichen Gestaltung. Ernst Moritz Arndt klagt in seinem Werk „Geist der Zeit“ in dessen 1813 mit der Druckangabe London erschienenen dritten Teil über das Sinken des Reiches von Jahrhundert zu Jahrhundert. Zuletzt habe nur im Wahne des Namens noch eine Bedeutung der kaiserlichen Macht bestanden, aber der Kaiser als Kaiser sei „der ärmste und ohn-

¹⁾ Die Proklamation ist u. a. gedruckt in Phil. Ant. Guido v. Meyer, *Corpus juris confoederationis Germanicae*, ergänzt von H. Zöpfl, 3. Auflage. Frankfurt a. M. 1858 I, S. 146 f.

²⁾ Ein Entwurf war am 19. März in Breslau vereinbart worden. Tags darauf reiste Stein nach Kalisch. Pertz, *Das Leben des Freiherrn v. Stein*. Berlin 1849—55 III, S. 314; 316.

mächtigste Fürst in Teutschland“ gewesen.¹⁾ Er bekämpft jene, die der Wiederkehr eines ähnlichen Zustandes, einer Eidgenossenschaft unter einem schwach gebietenden Oberhaupte das Wort reden.²⁾ Deutschland solle einen Kaiser aus seinen Fürsten erwählen, der zugleich Obrichter und Oberfeldherr sei, die Fürsten aber sollten im Besitze ihrer Lande bleiben, so wie sie ihn 1792, beim Ausbruch der Revolutionskriege, innehatten. Wurde damit die Wiederherstellung unhaltbarer, buntscheckiger Verhältnisse der Vergangenheit empfohlen, so geriet Arndt des weiteren völlig ins Schwärmen: die Söhne des Adels seien vom 10ten bis zum 18ten Jahr gemeinsam in der Liebe fürs deutsche Vaterland zu erziehen. Der „teutsche Reichstag“ solle, nur ernster und fester, wieder errichtet werden und alle drei Jahre hätten sich ihm der Kaiser nebst allen Fürsten zu zeigen. „Das bindet die Herzen, reizet die Seele, wecket die Kräfte.“ Öffentliche Spiele sollten alle drei Jahre unter dem Vorsitz des Kaisers und der Fürsten abgehalten werden. Münze, Maß, Gewicht sollten einheitlich sein, die inneren Land- und Stromzölle, Geleit- und Durchgangsabgaben müßten fallen. Alljährlich hätten *Missi regii* das Reich zu durchziehen, um zu untersuchen, was die Sicherheit, Gerechtigkeit und Heeresmacht angehe.³⁾ Von so nüchternen Dingen aber, wie den Reichsfinanzen, von der Beschaffung der Geldmittel für Heer und Verwaltung ist mit keiner Andeutung die Rede. Die Betrachtung bricht mit den nur allzu berechtigten Worten ab: „O Traum! wohin? wohin?“⁴⁾

Gewiß war, was der Wiener Kongreß zwei Jahre später schuf, eine lebensunfähige Mißbildung, wenn auch die Anhänger des deutschen Bundes ihn noch Jahrzehnte später mit dem Namen einer „neutralen Friedensrepublik“⁵⁾ verherrlichten. Gewiß trug er lebenslang alle Makel seiner Geburt an sich, denn er war ein Geschöpf wechselseitiger Eifersucht der Fürsten, des Übelwollens fremder Mächte, der Verlegenheit deutscher

¹⁾ S. 320 f.

²⁾ S. 335.

³⁾ S. 358 f.

⁴⁾ S. 366.

⁵⁾ Meyer-Zöpfel a. a. O. I, S. 146, Anm. 2.

Staatsmänner, aber zugleich muß man rückschauend das Bekenntnis ablegen, daß die verschwommene Unklarheit der im deutschen Volke herrschenden Gedanken, die politische Unreife, das Vorwalten gefühlsmäßiger Wünsche, ideologischer Forderungen einen ebenso starken Anteil an dem Mißlingen hatten, wie das egoistische Verhalten der Fürsten und der geschäftsmännische Skeptizismus der Diplomaten. Von einem Versuch, das zerfallene Reich wiederzubeleben, konnte um so weniger die Rede sein, als Kaiser Franz die Wiederannahme der Würde eines Reichsoberhauptes auf das Entschiedenste ablehnte,¹⁾ was mindestens beweist, daß seine Erfahrungen ihn von jeder diesbezüglichen phantastischen Vorstellung fernhielten.

Nicht allgemein war zunächst die Enttäuschung über das Ergebnis der Kongreßverhandlungen für Deutschland, hier und da hat es sogar zuerst Begeisterung erweckt. Graf Platen feierte im November 1815 in seiner Epistel an Joseph von Xylander die Neugestaltung mit glühenden Worten:

Die Eintracht, lang begraben
Von uns so lang verkannt,
Soll wieder Tempel haben
In Herrmanns Vaterland.

Spricht nicht verwandte Töne
Treuerzig jeder Mund?
Eint nicht des Landes Söhne
Der große deutsche Bund?

Aber als nach sehr langem Zögern Ende 1816 die Bundesversammlung zusammentrat, waren die Erwartungen bereits derart gedämpft, daß die Stimme des Göttinger Historikers Heeren fast die einzige war, die sich zu hoffnungsvollem Gruße erhob.²⁾ Die wirkliche Entwicklung überbot alle pessimisti-

¹⁾ Treitschke, Deutsche Geschichte I, S. 681 f.

²⁾ A. H. L. Heeren, Der deutsche Bund in seinen Verhältnissen zu dem europäischen Staatensystem. Göttingen 1816. Heeren feiert (S. 14) den Bund als den „Friedensstaat von Europa“, hofft aber (S. 36), eine

schen Voraussetzungen. Bald hallte Rückerts „Barbarossalied“ von allen Lippen wieder,¹⁾ in dem neben dem Stolz auf die Vergangenheit, neben der auf die Zukunft gerichteten Sehnsucht, die tiefe Enttäuschung über die Gegenwart ihren Ausdruck fand, da, während die alten Raben den Berg umkreisen, der Kaiser sich zu neuem hundertjährigen Schläfe niedersetzt. Aus der feurigen Seele von Joseph Görres brach der Zornruf hervor: Der Wiener Kongreß habe dafür gesorgt, daß das 18. Jahrhundert nicht vor dem 19. zu erröten brauche.²⁾

Die freieren geistigen Strömungen hatten nur den Widerwillen gegen die politische Kleinlichkeit und gegen den herrschenden Druck gemeinsam, aber ihr positiver Gehalt barg die tiefsten Gegensätze. Die Verfassungsbestrebungen führten mit ihren hoch bewerteten, in Wahrheit recht bescheidenen Erfolgen weit ab von den Einheitswünschen, da sich die leitenden Mächte des Bundes ihnen widersetzten, so daß der Liberalismus der kleineren Staaten eine Stärkung des Sonderbewußtseins herbeiführte. Die Ideale der Verfassungsparteien waren durchaus der französischen, der englischen Geisteswelt entlehnt und die Männer jener Zeit hatten in ihrer Jugend ganz unter dem Einfluß des kosmopolitischen 18. Jahrhunderts gestanden. Je stärker die Enge des deutschen öffentlichen Lebens die Seelen bedrückte, um so mächtiger wuchs in der Phantasie die Gestalt des auf St. Helena gefesselten Prometheus. In den Zimmern der Bürgerhäuser und in den Wirtsstuben Westdeutschlands sah man überall die Bilder Napoleons und seiner Schlachten. Heines Lied von den Grenadieren wurde ein Jahrzehnt nach jener Katastrophe veröffentlicht, die Deutschlands Befreiungskampf eingeleitet hatte.³⁾

starke bewaffnete Macht werde „der Strebepfeiler des Gebäudes“ sein. — Alfred Stern, Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden 1871. Berlin 1894 I, S. 310.

¹⁾ Veröffentlicht 1817 in seinem „Kranz der Zeit“.

²⁾ Politische Schriften. München 1854—74 V, S. 144.

³⁾ 1822. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung VIII², S. 551.

Ebenso wie die Bewunderung für den besiegten titanischen Feind und die sentimentale Fremdtümelei war die Hingabe an die Romantik der Vergangenheit vor allem eine Flucht aus der beengenden Gegenwart. Neben den beiden Richtungen, von der romantischen einigermaßen beeinflusst, entwickelte sich die Begeisterung für deutsche Freiheit und Einheit, die der burschenschaftlichen Bewegung ihr Gepräge gab und die sich in den Seelen eines Teiles der akademischen Jugend zu einer Religion des Vaterlandes steigerte. Doch deckte auch das schwarz-rot-goldene Band höchst verschiedenartige Gesinnungen; sie stuften sich von dem Haß gegen das Werkzeug des Zaren, der den Dolch des unglücklichen Sand schärfte, von den radikalen Umsturzbestrebungen Karl Follens bis zu der Sehnsucht jener Jenenser Studenten ab, die den Traum hegten, die alte Reichskrone solle auf dem Haupte Karl Augusts erglänzen, oder jener Tübinger Musensöhne, die ihren Wilhelm I. von Württemberg zum Nachfolger Karls des Großen zu machen wünschten. Der Metternichschen wie der preußischen Reaktion galt jeder Gedanke an die Einheit Deutschlands für gleich gefährlich und Kaiser Franz duldet in seinen Erlassen das Wort „Vaterland“ nicht.¹⁾ Friedrich Ludwig Jahn wurde gefangen gesetzt, zeitweilig gar in Küstrin mit Ketten gefesselt, weil er dahin gestrebt haben sollte, Deutschland zu einem Staate zu verbinden. Die Antwort, die der in reifem Mannesalter Stehende in der wider ihn geführten Untersuchung gab, erweist, welche Unklarheit bei allem edlen Streben in den Köpfen der studierenden Jünglinge herrschen mochte. Er sei, so erklärte Jahn, allerdings der Meinung, die Zusammenfassung Deutschlands in einen Staat würde ersprißlicher sein als die Zersplitterung, ein deutscher Kaiser wäre mehr zu bewirken imstande, als ein bloßer Bundestagspräsident. „Ich habe mir aber“, fuhr er fort, „nie den Kopf darüber zerbrochen, welcher unter den deutschen Staaten an die Spitze zu stellen wäre, ob das etwa unter ihnen reihum gehen solle, wie in manchen

¹⁾ Treitschke a. a. O. II², 127 f.

kleinen Städten die Befugnis des Bierbrauens unter den Bürgern. . .“ Auch kenne er unter den 39 Staaten keinen, der imstande wäre, sich selbst zu regieren, viel weniger einen, der imstande sei, die anderen 38 mit zu regieren.¹⁾

Der etwas unklaren Schwärmerei für Deutschlands Vergangenheit hatte bisher auch kein eigentlich tieferes Eindringen in diese entsprochen. Seit 1823 erschien Raumers „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit“. Der Verfasser hielt es für erforderlich, sie mit einem 230 Seiten langen, vom Jahre 393 ausholenden Überblick zu beginnen. Mit dem Plane zu seinem Werk hatte er sich schon zu jener Zeit getragen, in der das alte Reich in Trümmer ging,²⁾ und was ein fleißiger Kompilator ohne Genie, ohne die Gabe plastischer Darstellung auf Grund des damals zugänglichen Materials erreichen konnte, bot er in seiner Darstellung wie in dem Anhang über die Altertümer des 12. und 13. Jahrhunderts. Wenige deutsche Geschichtswerke haben so lebhaften Anklang gefunden wie dieses, und die dramatische wie auch die epische Dichtung wandte sich sofort den Gestalten des an tragischen Schicksalen überreichen Staufergeschlechtes zu.³⁾ Besonders durch die sechzehn Hohenstaufendramen Ernst Raupachs verbreitete sich im größeren Publikum das Interesse an ihnen.⁴⁾ Der Pedant im Gewande des dramatischen Dichters vermeinte allen Ernstes, er sei auf dem Wege, ein deutsches Nationaltheater zu schaffen; er glaubte, dazu brauche man nur die Geschichte unseres Volkes von Heinrich I. bis zum Westfälischen Frieden in etwa

¹⁾ Pröhle, Friedrich Ludwig Jahns Leben. Berlin 1855, S. 179.

²⁾ Vorrede zur dritten Auflage (1856).

³⁾ Einen Überblick gibt Eduard Wolff (Leipziger Dissertation), Raupachs Hohenstaufendramen. Ein Beitrag zur Theatergeschichte des 19. Jahrhunderts. Berlin 1912.

⁴⁾ Die Zahl der Aufführungen war indes geringer, als man anzunehmen geneigt wäre. Von den 16 Dramen kamen in Berlin 13 an 70 Abenden zur Aufführung. In Weimar wurden einige der Stücke zusammen zwölfmal gespielt. Aufführungen sind in 17 deutschen Städten nachweisbar. A. a. O., S. 78.

70 bis 80 Stücken zu bearbeiten.¹⁾ Wie gründlich er die Zeit der Staufer gleich der eigenen mißverstand, geht aus der Zueignung an Friedrich Wilhelm III. hervor, die er der Druckausgabe voransetzte. Diese Widmung gilt dem Schutzherrn der Glaubensfreiheit, der an Deutschlands Neugestaltung entscheidenden Anteil habe; der König wird zu den Stauferkaisern in Beziehung gesetzt, denn auch sie hätten danach gestrebt, dem Reiche eine festere Verfassung, der Christenheit größere Glaubensfreiheit zu verschaffen. Den Jungdeutschen wurde es leicht mit Raupach ihren Hohn zu treiben, aber dennoch hörte man in dessen Dramen von der Bühne her den Namen Deutschland erklingen, und es wäre ungerecht, zu verkennen, wie vermittels dieser höchst unvollkommenen dramatischen Gebilde die Erinnerung an das dahingesunkene Reich und dadurch der Reichsgedanke belebt worden ist.

Inzwischen hatten sich in der Stille tiefere Wirkungen vorbereitet, jenes große wissenschaftliche Unternehmen war begründet worden, das wertvolle Saat in den Boden der Zukunft streute. Seit 1819 betrieb Freiherr von Stein in seiner unfreiwilligen Muße die Begründung der *Monumenta Germaniae Historica* und im April 1820 hatte im Turmzimmer seines Schlosses bei Nassau die folgenreiche Unterredung mit dem jungen Dr. Heinrich Pertz stattgefunden.²⁾ Freilich waren die Anfänge mühselig und langsam; der erste Band der „*Scriptores*“ konnte erst sieben Jahre nach Begründung der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, der zweite nach weiteren drei, der dritte gar erst 1839 erscheinen und da der Inhalt dieser Bände nicht über das 9. Jahrhundert hinausreichte, wobei politische Hemmungen mitsprechen mochten, hielt sich die Wirkung einstweilen innerhalb der Grenzen eines vorwiegend antiquarischen Interesses. Immerhin hatte schon der erste Aufruf so anregend gewirkt, daß selbst der 71jährige Goethe sich mit einer Abhandlung über die in Weimar befindliche Chronik

¹⁾ Ernst Raupachs dramatische Werke (Vorrede). Hamburg 1837, S. XVII f.

²⁾ Pertz, Leben des Freiherrn von Stein V, S. 466 ff.

des Mönches Nikolaus von Siegen unter die Mitarbeiter des Archivs der Gesellschaft einreichte.¹⁾

Seit 1823 stand Johann Friedrich Böhmer²⁾ in Beziehung zum Freiherrn von Stein; er wurde Direktor des Unternehmens neben Pertz, mit dem ihn vierzig Jahre lang eine achtungsvolle Wertschätzung verband, die sich freilich von der anfänglichen Freundschaft weit und weiter entfernte.³⁾ Der kühle Norddeutsche war ein Mann nüchterner Tätigkeit, der Südwestdeutsche trat romantischer Neigungen voll an die Erforschung der Vergangenheit heran. Rückert stand ihm nahe, für Clemens Brentano hegte er die innigste Neigung, mit Görres, mit dessen Familie, wie dem Münchener Kreise der Gleichgesinnten verband ihn eine lebenslange Freundschaft und inmitten der trockenen Regestenarbeiten pflegte er seinen Empfindungen dichterischen Ausdruck zu leihen. So dürftig und lückenhaft uns die ersten tastenden Versuche heute anmuten, in ihrer späteren Neubearbeitung sind seine Regesta Imperii, die ja in manchen ihrer Teile freilich auch jetzt wieder eine vervollständigende Umarbeitung erheischen, zu einer Grundlage der Erforschung mittelalterlicher Reichsgeschichte geworden. Man weiß, wie Böhmer über das eigene Dasein hinaus der Fortführung seines Lebenswerkes reiche Mittel zur Verfügung gestellt hat, und so ist es freilich gekommen, daß manchen Abschnitten in der veränderten Gestalt nicht wenig von dem widerspruchsvollen Wesen des ursprünglichen Schöpfers anhaftet, ja, dieses ist durch die sachlich polemischen Zusätze seiner Nachfolger Ficker und Winkelmann hinsichtlich der Zeit Friedrichs II. und der staufischen Epigonen noch stärker betont worden. Der glühend dem Katholizismus anhangende

¹⁾ Bd. V, S. 554 f. Die Abhandlung, 1820 geschrieben, wurde 1824 veröffentlicht.

²⁾ Über ihn neben dem kurzen Abriß Wattenbachs in der Allgemeinen Deutschen Bibliographie III, 36 ff. Joh. Janssen, Johann Friedrich Böhmers Leben, Briefe und kleinere Schriften. Freiburg i. B. 1868.

³⁾ Siehe den Brief aus Böhmers Todesjahr 1863 bei Janssen III, S. 408 f.

Protestant, der sich dennoch nie zum Übertritt entschließen mochte, der dichterisch Veranlagte, der sich seufzend den ihm von Brentano angehängten Namen eines Urkundius Regestus zu eigen machte, der romantische Schwärmer für die Kaiserherrlichkeit, der sich bei wachsender Erkenntnis durch die deutsche geschichtliche Vergangenheit tief enttäuscht fühlte, suchte sich in eine hemmungslose Bewunderung der mittelalterlichen Kirche, in eine unbedingte Parteinahme für sie zu retten, die seinem sonst bewährten kritischen Scharfblick Schranken setzte, die seinen Urteilen die Färbung verlieh. Bei alledem war er eine durch und durch lautere Natur und mit Recht lehnte sein jüngerer Freund Julius Ficker die verunglimpfende Meinung ab, Böhmer habe sich reaktionären, „restaurierenden“, Strömungen dienstbar erweisen wollen.¹⁾ Es waren vielmehr die inneren Gegensätze des Mannes, von denen sein Werk die Spur trägt.

Als Böhmer 1831 in einem dünnen Quartbände²⁾ die „Urkunden der römischen Könige und Kaiser Konrad I. bis Heinrich VII. 911—1313“ zuerst veröffentlichte, gab ihnen Rückert ein an das deutsche Volk gerichtetes Sonett als Geleitwort auf den Weg, darin es hieß:

Was irgend noch an alter Geistesgabe,
Die Du gewannst durch mehr als ein Jahrhundert,
Sich finden mag, zusammen wirds gelesen
Und aufgespeichert, daß, wenn einst im Grabe
Du selber ruhst, die Folgezeit verwundert
Erkenne draus, wie reich Du bist gewesen.

Daß solche Totenklage unangebracht, daß Deutschland zu neuer Machtentwicklung fähig sei, freilich auf durchaus anderen Wegen, als sie den klagenden Träumern vorschwebten, dies entzog sich dem Verständnis Böhmers wie seiner Gesinnungsgenossen. Selbst die Zerrissenheit und Ohnmacht schien ihnen

¹⁾ Regesta Imperii 1198—1272. Innsbruck 1881 p. XII.

²⁾ 284 Seiten. Jetzt zählt der Band V (1198—1272) allein 2424 Seiten.

erträglicher, als ein etwaiges Vorwalten Preußens in einem geeinten Deutschland. Zwar stand Böhmer der deutschen Kleinstaaterei mit tiefer Abneigung gegenüber, aber eine noch tiefere hegte er gegen den emporstrebenden nordischen Großstaat, den er kaum als einen deutschen anerkannte. Daß ein so nüchterner Vorgang wie das Entstehen der Zollvereinigungen Vorläufer einer Neugestaltung sein könne, dies lag außerhalb des Gedankenkreises der romantisch gewandten Männer, die tatunkräftig um Dahingesunkenes klagten. Böhmer dichtete von einem künftigen Kaiser, dem Mehrer des Reiches, zu Rom gekrönt, den wolle er als weltliches Haupt der Christenheit, ihn wolle er als Herrn begrüßen.¹⁾ Seinem Widerwillen gegen Preußen machte er in anderen Versen Luft, gegen das Land, wo man noch zu Triglav betete, als schon der Kölner Dom entstand, und die Zugehörigkeit der Rheinlande zu dem verhaßten Staat bekämpfte er als eine Fremdherrschaft.²⁾ Ganz mangelte es in dieser Geisteswelt an der Erkenntnis der harten Wahrheit, daß ein Deutschland nur bestehen könne, wenn es fähig sei, in Wehr und Waffen den von allen Seiten drohenden Feinden zu begegnen, daß man nicht mit Träumen, Wünschen, Liedern, sondern nur durch Entschlußfähigkeit und stete Bereitschaft ein Reich in der Mitte des Erdteils wiedererschaffen und erhalten könne. Und gleichwohl waren es die von jenen Kreisen ausgehenden Stimmungen, durch die während langer Zeit die Sehnsucht nach Kaiser und Reich ihre besondere Färbung empfangen hat, dennoch waren es jene Kreise, die neben Forschern wie den Brüdern Grimm den Gedanken an Deutschland wach erhielten.

Inmitten des brausenden Überschwanges und der Wirrnisse des Jahres 1848 trat der Gegensatz der vorwärts blickenden realpolitischen Auffassung zu der von der Vergangenheit erfüllten Traumwelt mit großer Schärfe hervor, ja die Krisis der Einheitsbestrebungen wurde zuletzt durch den Zusammen-

¹⁾ Das Gedicht gedruckt bei Janssen I, S. 205 f.

²⁾ Ebendort S. 203.

prall dieser Gegensätze herbeigeführt. Daß auf dem Thron des völlig unromantischen Preußen ein Romantiker saß, war für die Ablehnung der ihm von der konstituierenden Nationalversammlung dargebotenen erblichen Kaiserwürde in stärkerem Maße entscheidend, als der sachlich bedeutsame Umstand, daß nur eine sehr knappe und sehr mühsam erreichte Mehrheit Friedrich Wilhelm IV. zum Reichsoberhaupt gewählt hatte.¹⁾ Während der klarer denkende, weniger kompliziert empfindende Prinz Wilhelm nicht lange zuvor dem auf die Übernahme der Krone durch den König von Preußen zugeschnittenen Dahlmannschen Verfassungsentwurf seinen Beifall zollte,²⁾ wünschte der König die Krone keinesfalls durch Beschluß des aus der Revolution hervorgegangenen Frankfurter Parlaments, sondern höchstens etwa aus der Hand der Fürsten zu empfangen. Zwar hatte er von einer Wiederherstellung des alten Reiches schon seit der Jugendzeit geschwärmt, aber auch ihm war dieses nicht das der Sachsen, Salier und Staufer, sondern durchaus das der späteren Habsburger, wobei die verjäherten Formen stärker zu seiner Phantasie sprachen, als sein Verstand die politischen Möglichkeiten, die Wirklichkeit der Verhältnisse durchdrang. Einem Kaiser aus dem Hause Habsburg hätte er wohl selbst gern als brandenburgischer Kurfürst und Kämmerer des heiligen römischen Reiches gedient³⁾ oder er hätte ehrfurchtsvoll aus dessen Händen die Würde eines Erzfeldherrn des Reiches empfangen,⁴⁾ wobei er sich wahrscheinlich einen gelegentlich von Joseph Görres geäußerten Gedanken zu eigen machte. In seinen jüngeren Mannesjahren hatten die auch in den Männern seines Vertrauens lebendigen Vorstellungen Hallers, hatte dessen „Restauration der Staatswissenschaften“ auf ihn den stärksten Einfluß geübt⁵⁾ und zuletzt gestaltete

1) 290 Stimmen bei 248 Stimmenthaltungen.

2) Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Bd. I⁴, S. 162 f.

3) Treitschke, Deutsche Geschichte III, S. 122.

4) Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat. München 1908, S. 258.

5) Robert Prutz, Zehn Jahre Geschichte der neuesten Zeit 1840 bis

sich aus seinen altertümelnden Ansichten die Meinung, zum „römischen Kaiser“, zum „Ehrenhaupt deutscher Nation“ taue überhaupt nur der Herrscher Österreichs.¹⁾

Blieben infolge dieser Ablehnung die Beratungen der Paulskirche ergebnislos, so kann aus dem Studium der 13772 Spalten umfassenden Berichte nicht nur der Forscher, sondern selbst der Politiker mannigfache Einsicht gewinnen. Wo neben vergessenen, lärmend auftretenden Tagesgrößen die stärksten Persönlichkeiten, die besten Köpfe Großdeutschlands versammelt waren, mußte eine angestaute Fülle kluger Gedanken zutage treten. Aus dem früheren nebelhaften Einheitssehnen hatten sich vier einander bekämpfende Richtungen gestaltet.²⁾ Die eine Gruppe wünschte ein erbliches, unverantwortliches Kaisertum, die andere ein unverantwortliches Wahlkaisertum, die dritte ein aus mehreren Fürsten bestehendes Reichsdirektorium, die vierte, republikanische, einen verantwortlichen, auf Zeit gewählten Präsidenten. Die Sehnsucht nach einer Wiederbelebung des alten Reiches scheint allein noch bei den Zugehörigen des Görres-Böhmerschen Freundeskreises lebendig gewesen zu sein und auch bei ihnen trat sie weniger in positivem Sinne hervor, als in der scharfen, höhnenden Ablehnung der erbkaiserialen Würde für das Haus Hohenzollern. In an sich durchaus klugen Worten äußerte sich der kurz vor den Stürmen der Revolution seines Amtes entsetzte Münchener Kanonist, Germanist und Rechtshistoriker englischer Abkunft George Philips:³⁾ die Grundlagen, auf denen das Kaisertum beruhte,

1850. Leipzig 1850 I, S. 179 f. — Petersdorff, König Friedrich Wilhelm IV. Stuttgart 1900, S. 4; 18. — Alfred Stern, Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 II, S. 385. — Vor allem das Kapitel „Haller und der Kreis Friedrich Wilhelms IV.“ bei Meinecke a. a. O., S. 210—264.

¹⁾ Brief an den Prinzgemahl Albert, Sybel a. a. O., S. 163 f.

²⁾ Rede des Abgeordneten Hagen (Heidelberg) vom 17. Januar 1849, Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der konstituierenden Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. 1848—49; VI, S. 4712.

³⁾ Böhmer wollte Philips zu seinem Nachlaßverwalter ausersehen. Siehe den Entwurf zu den Statuten der katholischen Gesellschaft für geschichtliche Studien (1855). Janssen a. a. O. I, 420.

seien zerstört, neue müßten erst geschaffen werden, die aber, die man jetzt zu legen vermöge, seien nicht stark genug es zu tragen. Er verlangte ein Reichsdirektorium, trat gegen den Ausschluß Österreichs wie gegen die preußische Spitze ein und endete mit den Worten: das Kaisertum der Peterskirche habe 1006 Jahre bestanden, ein solches der Paulskirche würde kaum sechs Monate dauern.¹⁾

In ähnlichem Sinne sprach sich der eigenartige Mann aus, dessen Bild hier auf uns niedersieht, Ernst v. Lasaulx, den man den Romantiker der klassischen Philologie genannt hat. Er feierte den Gedanken einer Wiederherstellung von Kaiser und Reich als eine Erinnerung, wert die Phantasie zu erfüllen, wert auch, daß einer in männlichen Jahren, in denen die Pfade des Lebens schattiger werden, sich an ihm erwärme. Doch werde nach den Gesetzen der Geschichte einmal Gestorbenes nicht mehr lebendig. „Möglich“, sagte er, „daß die Zukunft ein neudeutsches Kaiserreich mit der Hauptstadt Berlin sehen wird, wie das alte, echte Rom eine Fortsetzung in Konstantinopel gefunden hat.“ „Dort herrschte bekanntlich sehr viele klassische Erudition, die feinste Hoftheologie, Hofphilosophie.“ „Aber ich glaube, daß Bildung und Wissenschaft nichts Leben Produzierendes, sondern Leben Konsumierendes, verbrauchtes, ausgeisterndes Leben sei.“ In Preußen herrsche wohl mehr humanistische Bildung als in Österreich, aber wenn es zu handeln und ein kernhaftes Wort zu sprechen gelte, dann stünden die Männer in Wien nicht zurück hinter denen in Berlin. Solle einmal ein neudeutscher Kaiser sein, dann würde er den von Österreich dem König von Preußen vorziehen, nicht nur der historischen Kontinuität wegen, sondern weil in Österreich mehr entwicklungsfähige urwüchsige Manneskraft sei als

¹⁾ 18. Januar 1849. Bd. VI des Berichtes S. 4724. Später trat Philips mit der Meinung hervor, der Papst werde sich früher oder später einen neuen Kaiser schaffen, wie Philips sich ausdrückte: „er werde sich nach einem höchsten Schutzherrn umsehen.“ Vermischte Schriften (von 1853). Wien 1856 II, S. 470: „Was ist Kaiserthum?“

in Preußen, das weiter vorgeschritten wäre auf der Bahn des Lebens zum Tode.¹⁾

Im ganzen tauchte in der Paulskirche die Erinnerung an das Reich der Vergangenheit sehr selten auf, und zu der Hineigung jener wenigen stand die radikale Gruppe in schneidendem Gegensatz. Von Beginn an war diese bemüht, den von Deutschland fortstrebenden Stämmen ihre Sympathie zu bezeugen, neben den Polen zumal den gegen Österreich in Krieg und Aufstand befindlichen Italienern, und auch dies war mittelbar ein Kampf gegen den Gedanken des alten Imperiums. Schon in der vierten Sitzung des Parlaments²⁾ verlangte der auf Grund persönlicher Initiative Friedrich Wilhelms IV. gemäßregelte³⁾ Berliner Privatdozent der Geschichte Nauwerck, da Deutschland gegen Italien eine vielhundertjährige⁴⁾ Schuld zu sühnen habe, solle die Nationalversammlung von Österreich die Einstellung des ungerechten Krieges wider das lombardisch-venetianische Land verlangen. Dagegen forderte Vischer von Tübingen, zwar möge die Unabhängigkeit der italienischen Nationalität nicht unterdrückt werden, aber es seien Bundestruppen an die Grenzen Tirols zu entsenden, da der Krieg durch deren Überschreitung zu einer deutschen Angelegenheit geworden sei.⁵⁾ Einen Monat später⁶⁾ trat Venedey von Köln für „die heiligen und unveräußerlichen Rechte der italienischen Nation“ ein und er befand sich in Übereinstimmung mit den Abgeordneten Trients und Roveretos, die eine Trennung dieser Bezirke von Tirol und ihre nationale Unabhängigkeit beanspruchten.⁷⁾ Berichterstatter des Ausschusses war Friedrich v. Raumer, und nach leidenschaftlicher Debatte machte die Versammlung den in der Vorberatung gefaßten Entscheid zu

1) Stenographischer Bericht VI, S. 4774.

2) 23. Mai 1848.

3) Treitschke a. a. O. V, S. 233.

4) Im Druck des stenographischen Berichtes: vierhundertjährigen.

5) Sitzung vom 8. Juli 1848. Bd. II, S. 806.

6) 4. August 1848.

7) Sitzung vom 12. August 1848. Bd. II, S. 1546 ff.

dem ihren, daß eine solche Loslösung vom Deutschen Reich nicht stattfinden könne.¹⁾

Vom Standpunkte des praktischen Staatsmannes aus sprach General v. Radowitz, der Freund des preußischen Königs, über die italienische Frage: ohne Venedig und die Küsten seien Triest und das dalmatische Litoral nicht auf die Dauer zu halten. Damit ginge das Adriatische Meer, also jede Verbindung mit dem Mittelmeer verloren, die eine der beiden Pulsadern von Deutschlands maritimer und kommerzieller Existenz bilden. „Ist Oberitalien von Österreich getrennt, dann beginnt die Verteidigung unserer Südgrenze an der oberen Etsch und am Tagliamento statt am Tessin. Die erste dieser Linien führt nach Tirol und Bayern, die andere ins Herz von Österreich.“ Oberitalien werde in dem Augenblick, in dem es sich von Deutschland trenne, in die Hegemonie Frankreichs, Unteritalien in die Hegemonie Englands verfallen. Er meinte, das Gebiet bis zum Mincio solle bei Österreich bleiben, doch als Glied eines italienischen Bundes, und Österreich solle dies Land durch bestimmte Verträge in nähere Beziehung zu Deutschland setzen.²⁾

Inmitten der tiefen Ermüdung, die auf das Sturmjahr 1848 folgte, wurde die Aufmerksamkeit wieder von der unbefriedigenden Gegenwart zur reicheren Vergangenheit hingelenkt. Seit mehr als einem halben Jahrhundert hat niemand auf die Vorstellungen vom deutschen Mittelalter in höherem Maße gewirkt als Wilhelm Giesebrecht vermittels seiner Geschichte der deutschen Kaiserzeit, deren erster Band 1855 erschien. Seine Verdienste als Forscher wie als Künstler der Darstellung hat Herr Riezler 1891 in einer schönen Gedächtnisrede gewürdigt. Als Sekretär unserer historischen Klasse hat Giese-

¹⁾ Nauwerck hatte Raumer den Vorwurf gemacht, er sei nicht auf die geschichtliche Entwicklung eingegangen, wie sich dies für ihn geziemt hätte, worauf Raumer erwiderte, durch einen Auszug aus seinem Werk über die Hohenstaufen würde er die Versammlung wohl nur gelangweilt haben.

²⁾ Stenographischer Bericht II, S. 1566.

brecht ein Vierteljahrhundert lang deren Verhandlungen geleitet, als Mitglied der historischen Kommission wirkte er auf die Jahrbücher des Deutschen Reiches,¹⁾ doch am stärksten kommt der Einfluß in Betracht, den er auf die Geschichtsauffassungen der breiteren Öffentlichkeit geübt hat, denn seine „Kaiserzeit“ vertritt auf den Bücherborden deutscher Häuser oft genug als einziges Werk das auf die Geschichte des Mittelalters bezügliche Schrifttum.

Es läßt sich beobachten, daß in neueren Zeiten von den großen Krisen der italienischen Verhältnisse stets eine wesentliche Belebung des Interesses für die deutsche Reichsgeschichte ausgegangen ist. In der Tat, die Fernwirkung der Reichsmacht läßt sich nur von Italien aus mit Klarheit übersehen, wie andererseits wichtige, auf Italien bezügliche Probleme, lebendige Zusammenhänge mit der Vergangenheit, fortwirkende Gegensätze nur durch tieferes Eindringen in die mittelalterlichen Beziehungen Italiens zu Deutschland erfaßt werden können. Giesebrecht hatte an der Wende seiner Zwanziger zu den Dreißigern durch einen längeren Aufenthalt jenseits der Alpen starke Eindrücke empfangen und das kirchliche Wesen hatte auf die Phantasie des protestantischen, dichterisch beanlagten Berliners tief gewirkt, obwohl er solches Empfinden keineswegs Herr über seine Urteile betreffs des Verhältnisses der Schlüsselgewalt zum Kaisertum werden ließ. Die Gesamtgesinnung, die durch sein Werk weithin verbreitet wurde, könnte man wohl als eine neughibellinische bezeichnen. Er war 1848 in der eben gegründeten Kreuzzeitung energisch für Behauptung der habsburgischen Herrschaft in Oberitalien hervorge-

¹⁾ Die naheliegende Annahme, das Erscheinen des ersten Bandes der „Kaiserzeit“ habe etwa König Max mitbestimmend beeinflusst, als er 1858 die Aufgaben der Historischen Kommission dahin erweiterte, daß diese fortan „zur Auffindung und Herausgabe wertvollen Quellenmaterials für die deutsche Geschichte in deren ganzem Umfang“ bestimmt sein sollte, findet (nach freundlicher Mitteilung des Hrn. Studienrates Prof. Sebastian Röckl, der seit Jahren den Beziehungen des Königs zur Wissenschaft eingehende Forschungen widmet) durch das vorhandene Brief- und Aktenmaterial keine Bestätigung.

treten, die Aufgabe selbst eines Fußbreit von dem, was Österreich in Italien nach altem Recht besitze, erschien ihm als ein untilgbarer Flecken auf Deutschlands Ehre.¹⁾ War Giesebrecht hierin eines Sinnes mit den Romantikern, berührten sich die in seiner „Kaiserzeit“ vertretenen Auffassungen mannigfach mit den ihren, so war der norddeutsche Historiker doch von ganz anderer Sehnsucht erfüllt als sie, und sein Werk fand nur in sehr eingeschränktem Sinn die Zustimmung der Männer jener Richtung. Er stand zu Böhmer in freundlichen Beziehungen, aber der Frankfurter Gelehrte nahm den ersten Band der „Kaiserzeit“ mit achtungsvoller Kühle auf, er fand an ihr höchstens zu loben, ihr wohlwollender, ja weicher Verfasser „sei gewiß nie mit Absicht gegen den katholischen Standpunkt ungerecht.“²⁾

Schwebte den Romantikern das Ideal eines von den Fürsten gekürten, durch die Kirche geweihten Kaisers vor, eines Schützers der Bedrängten, der zwar weltliches Haupt der Christenheit, aber dem Stellvertreter Gottes auf Erden untergeordnet sein sollte, so waren die Wünsche des Preußen Giesebrecht völlig anders geartet. Wie es oft geschieht, so erhielt auch bei ihm die Darstellung der Vergangenheit ihre Färbung durch Gegenwartswünsche und Zukunftshoffnungen. In einer Zeit der Schwäche ersehnte er die Wiederbelebung einer starken, kriegstüchtigen Reichsmacht; sein Blick war auf die Hohenzollern gerichtet, und er eignete sein Werk Friedrich Wilhelm IV. zu. Ihn erfüllte ein romantisch angeschautes Machtideal; er wollte nach seinen eigenen Worten die christlich-heroischen Tugenden der Vorfahren feiern und die Zeit schildern, da das deutsche Volk, durch Einheit stark, zu seiner höchsten Machtentfaltung gedieh, wo es nicht allein frei über sein eigenes Schicksal verfügte, sondern auch anderen Völkern

¹⁾ Neue Preußische Zeitung vom 15. September 1848. Hier nach Riezler, Gedächtnisrede S. 55, Anm. 35.

²⁾ Brief an Hurter in Schaffhausen vom 24. März 1860, Janssen a. a. O. III, S. 325; an Aschbach in Wien (8. April 1856), S. 183; an Köpke in Berlin (17. Februar 1860), S. 319. — Vgl. ferner Janssen I, S. 256.

gebot, wo der deutsche Mann am meisten in der Welt galt und der deutsche Name den vollsten Klang hatte.¹⁾ Nach dem Entstehen des neuen Reiches (1873) sprach er es aus, man verstehe in der gewandelten Zeit kaum mehr die heiße Sehnsucht nach einem großen mächtigen Deutschland, aus der sein Werk geboren sei.²⁾ So stellte sich ihm das Wirken der Kaiser in verklärendem Lichte dar, aber wie den Romantikern sein Eintreten für die Herrscher des Reiches, auch da, wo diese im Widerstreit mit der Kirche standen, so mißfiel den Vertretern des nationalstaatlichen Gedankens seine Begeisterung für die Universalität des alten Reiches, zumal für dessen Herrschaft über Italien, wobei wir uns daran erinnern müssen, daß sie in dem Einigungskampf der Italiener das Vorspiel dessen sahen, den sie für Deutschland erhofften.

Heinrich v. Sybel sagte den Auffassungen Giesebrechts, der bald darauf sein Nachfolger werden sollte, in der am 28. November 1859 gehaltenen Festrede der Münchener Akademie „Über die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit“ Fehde an. Selten hat eine Akademierede ähnliches Aufsehen erregt und so nachhaltig gewirkt, wie diese. Die letzte mir bekannt gewordene Erörterung der durch sie angeregten tiefgreifenden Polemik ist von 1914,³⁾ die letzte kürzere Erwähnung in der historischen Literatur von 1916.⁴⁾ Jeder Hörer, jeder Leser mußte damals fühlen, daß aus der wissenschaftlichen Erörterung der heiße Atem des Tageskampfes wehte, daß es sich um Gegensätze nicht der gelehrten Auffassung, sondern der politischen Gesinnung handelte, die letzterhand zum Austrage nicht mit Worten in den Hallen der Wissenschaft, sondern mit Waffen auf den Schlachtfeldern

¹⁾ Vorrede zur ersten Auflage (4. August 1855).

²⁾ Vorrede zur vierten Auflage.

³⁾ G. v. Below, Der deutsche Staat des Mittelalters, Leipzig 1914, gibt S. 353, Anm. 6, einen Überblick über die umfangreiche durch Sybels Ausführungen unmittelbar und mittelbar hervorgerufene Literatur.

⁴⁾ H. Finke, Weltimperialismus und nationale Regungen im späteren Mittelalter. Freiburg i. B. und Leipzig 1916, S. 46.

drängten. Sybel meinte: wäre das Kaisertum das echte Organ der nationalen Interessen gewesen, so hätte man die Verherrlichung durch Giesebrecht begreifen können, er aber bekenne sich bei aller Bewunderung einzelner Herrscher zu entgegengesetzter Ansicht. Ihm erschien Heinrich I. als Ideal, „der Stern reinsten Lichtes an dem weiten Firmament unserer Vergangenheit“, der erste König der Deutschen, während seinem Sohne Otto I. die Heimat zu enge wurde, so daß er nach der Herrschaft Italiens strebte. Durch ihn, wie zuvor durch Karl den Großen, habe das Kaisertum eine mystische Färbung und einen theokratischen Charakter erhalten. Sybel versagte sich nicht den Hinweis, daß auch für die Zukunft ein nationales deutsches Kaisertum anzustreben sei, nicht eines, das ein soldatisches Papsttum darstelle und eine chimärische Weltunterjochung zum Ziele habe.

Es war kein Zufall, daß ein anderer als Giesebrecht den Fehdehandschuh aufhob, denn die Schwäche des Angegriffenen bestand in dem inneren Widerspruch, daß er durch Mittel der Romantik für die Einigung Deutschlands unter Führung Preußens zu wirken suchte. Statt seiner nahm Julius Ficker in Innsbruck das Wort, um den Kampf aus seiner einheitlicheren großdeutschen Auffassung heraus zu führen. Der an die tirolische Landeshochschule berufene westfälische Katholik hatte von den Anfängen seines wissenschaftlichen Lebens an in naher Beziehung zu Böhmer und in politischer Gesinnungsgemeinschaft mit ihm gestanden. Eine erste Schrift „Das deutsche Kaiserreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen“, aus Vorträgen im Innsbrucker Ferdinandeum hervorgegangen,¹⁾ war in ihrem einleitenden Teile bereits abgeschlossen, als Ficker von der Münchener Rede Kenntnis erhielt,²⁾ aber sie wandte sich ihrem ganzen Inhalte nach gegen die von Sybel verfochtenen Auffassungen. Ficker suchte nachzuweisen, die Ausdehnung der Reichsherrschaft über Italien,

¹⁾ Innsbruck 1861.

²⁾ Dies teilt Ficker in der Vorrede mit.

Burgund, Lothringen habe das nationale Staatswesen nicht beeinträchtigt, vielmehr habe erst die Einbuße an äußerer Machtstellung dessen Zerrüttung herbeigeführt. Das eigentlich störende Moment sei der Erwerb des sizilischen Königreiches gewesen; dieser habe den Fall des Reiches, das ganze Elend unserer Geschichte verschuldet.¹⁾ Auf die Verhältnisse der eigenen Zeit übergehend ließ sich Ficker mit Entschiedenheit gegen die „preußische Sonderpolitik“ vernehmen, und wenn man den Kern seiner Meinungen aus der Hülle vorsichtiger Ausdrucksweise herausschält, so tritt er für ein neues Reich unter österreichischer Führung ein, für ein Deutschland „unter dem Schirm einer noch immer vorhandenen, nur genügender zu sichernden, in der Weise des alten Kaiserreiches über die nationalen Grenzen hinausgreifenden äußeren Machtstellung“, nicht für einen deutschen Nationalstaat, sondern für ein Imperium.

Sybel sprach sich in einer weiteren Schrift „Die deutsche Nation und das Kaiserreich“²⁾ von neuem dahin aus, die Geschichtschreibung der Kaiserzeit lasse „betreffs der geistigen Ergreifung und Verarbeitung des Stoffes nach politischen und sittlichen Prinzipien“ vieles zu wünschen übrig. So leidenschaftlich wurde der Streit geführt, daß keiner der daran Teilnehmenden sich und andere daran erinnerte, daß die Aufgabe geschichtlicher Darstellung in einem reinen Sinne nur gelöst werden kann, wenn nicht dieses oder jenes politische Prinzip, sondern nur wenn das Streben nach Sachlichkeit und Wahrheit den Leitstern bildet.

Die Annahme der imperatorischen Würde durch Karl den Großen erschien Sybel, wie er sich in starker Übertreibung ausdrückte, als „die Verwandlung des nationalen fränkischen Königtums in ein kirchlich kostümiertes Kaisertum“. Im Gegensatz zu allgemein herrschenden Auffassungen bekannte er sich zu der Meinung, Herzog Ludolf und Heinrich der Löwe hätten

¹⁾ S. 103.

²⁾ Die deutsche Nation und das Kaiserreich. Eine historisch-politische Abhandlung. Düsseldorf 1862.

in viel höherem Maße den nationalen Bedürfnissen entsprochen als die Mehrheit der Kaiser. Wer für Deutschlands Größe und Einheit Begeisterung hege, der höre nicht gern einen Tadel gegen die Imperatoren, mit denen Deutschlands Einheit und Größe zugrunde ging, besser aber sei es, das Richtige zu erkennen, als unklar für die Vergangenheit zu schwärmen. Offen gestand er, ihm handle es sich weniger um das alte Reich als darum, daß die ungünstigen Urteile über dieses zugleich das Österreich von 1862 träfen, da es im wesentlichen dieselben Tendenzen verkörpere. Das Wirken der Kaiser stellt er als ein für Deutschland verhängnisvolles dar, die Kaiserzeit habe mit völligem Bankrott geendet, die leitenden Fürsten hätten die Krone um bare Vorteile ausgebaut, und die Reformbestrebungen an der Wende des 15. zum 16. Jahrhundert seien an den Kämpfen Maximilians gescheitert. Die Nationalpartei, zu der er sich bekannte, stünde auf historischem Boden, wenn sie behaupte, Österreich sei nach Herkommen und Beschaffenheit nicht geeignet, mit den übrigen deutschen Staaten zu einer Reichsverfassung zusammenzutreten, doch könne ein Verhältnis, das vier Jahrhunderte lang gedauert habe, auch nicht willkürlich zerrissen werden. Deutschland, kräftig organisiert, solle im Bunde mit Österreich zu gemeinsamer Verteidigung nach außen stehen, die wechselseitigen Handels- und Kulturbeziehungen müßten die größte Steigerung erfahren, als erster Grundsatz der deutschen auswärtigen Politik habe die unauflösliche Allianz mit Österreich zu gelten. So weitblickend war das Programm, das der Politiker Sybel vor 55 Jahren aufstellte.

Fickers Duplik¹⁾ erwies, daß der tiefgründige Kenner der mittelalterlichen italienischen Reichs- und Rechtsgeschichte in wissenschaftlicher Hinsicht, in der Beherrschung des Tatsächlichen Sybel bei weitem überlegen war. Auch hatte er die Druckbogen Böhmer zugesandt, um vor der Veröffentlichung dessen Rat und Meinung einzuholen. Freilich fand der Frankfurter Gelehrte einem Dritten gegenüber Worte der Kritik

¹⁾ Deutsches Königthum und Kaiserthum. Innsbruck 1862.

gegen Fickers juristisch verklausulierten Stil,¹⁾ und dieses Urteil war doppelt berechtigt, da es sich um eine für weitere Kreise bestimmte Streitschrift handelte. Daneben aber war es übel angebracht, daß Böhmer von Sybel in einem Tone der Verachtung sprach,²⁾ der zugleich beweist, wie geringes Verständnis er für die politischen Leidenschaften hegte, von denen jene Diskussion beherrscht wurde, wie er in ihr mehr eine gelehrte Auseinandersetzung zweier erbitterter Antiquare sah, als den Kampf widerstrebender Auffassungen, bei dem nur der Form nach um die Vergangenheit, in Wahrheit aber um die Zukunft Deutschlands gestritten wurde.

Ficker vertrat die unhaltbare Ansicht, der Investiturstreit habe die Reichsmacht nicht dauernd erschüttert, die durch ihn verursachten Schäden seien rasch wieder geheilt. Zuvor sei das Übergewicht durchaus auf Seiten des Kaisertums gewesen, während Sybel ein Zerrbild der Wirklichkeit, zumal auch von der Zeit der ersten Staufer entwerfe. Die Zerrüttung im 13. Jahrhundert gibt auch der Innsbrucker Gelehrte zu, aber den Wendepunkt bezeichne eben das Jahr 1198, als der unmündige Erbe Heinrichs VI. sich, von der deutschen Krone ferngehalten, auf sein sizilisches Erbreich beschränkt sah.³⁾ Nach Ficker wäre es erwünscht gewesen, daß Friedrich II., als er die kaiserliche Würde empfangen, auf Neapel-Sizilien verzichtet hätte. Seine Worte enthalten unausgesprochen den Gedanken, der Konflikt mit den Päpsten, das sich aus ihm ergebende tragische Schicksal des schwäbischen Hauses wären

¹⁾ Brief an J. E. Kopp in Luzern, Janssen, a. a. O. III, S. 361. (Mitte März 1862.)

²⁾ A. a. O. und am 16. März 1862 in seinem Schreiben an Ficker. Ebendort S. 383 f.

³⁾ G. v. Below hat in dem erwähnten Werke S. 356 darauf hingewiesen, wie die Grundauffassungen Fickers in Deutschland wohl vielfach durch seinen Schüler (und Verwandten) Scheffer-Boichorst Verbreitung gefunden hätten, der seinerseits (in Straßburg und Berlin) der Lehrer zahlreicher Historiker wurde. Ficker ist auf den Streit mit Sybel 1868 nochmals in der Vorrede seiner „Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens“ S. XV—XIX eingegangen.

vermieden worden, hätte man der Kirche den Willen getan, hätte man ihr kampflos den Sieg eingeräumt.

Demgegenüber wäre vor allem die Frage aufzuwerfen, ob die sizilische Ehe Heinrichs VI. lediglich aus Sucht nach Machterweiterung geplant wurde, ob sie in der Tat nur als ein Schachzug staufischer Hauspolitik aufzufassen sei. Gewiß werden Antriebe dieser Art mitbestimmend gewirkt haben, aber waren nicht bereits Otto I., Otto II., auch Otto III., als der Tod ihn überraschte, Heinrich II., Lothar — worauf schon Waitz in diesem Zusammenhang hinwies¹⁾ — von dem Streben geleitet gewesen, Süditalien zu unterwerfen? Lag hier nicht vielmehr eine aus den Verhältnissen sich ergebende innere Notwendigkeit vor, die Herrschaft des Reiches im Boden des südlichen Landes fester zu verankern? Allerdings sollte durch die Ehe Heinrichs mit der alternden Konstanze zugleich ein Mittel gewonnen werden, die Kaiserkrone dem im Königreich Sizilien herrschenden schwäbischen Hause zu sichern, aber vor allem war Barbarossa durch seine Erfahrungen im Norden des Landes darüber belehrt worden, daß Reichsitalien früher oder später der Herrschergewalt völlig zu entgleiten drohe, wenn es nicht durch Angliederung des sizilischen Königreiches gesichert werde. Als nachmals der Sproß aus jener Ehe um Thron und Reich zu ringen hatte, bot ihm ja in der Tat der Besitz Unteritaliens allein die Möglichkeit, bis an sein Ende auszuharren. Wer Herr von Gaëta, Neapel, Amalfi, von Bari und Brindisi, Palermo und Messina war, übte auf die mächtigen Seestädte, auf Venedig, Genua, Pisa, deren Handelsbeziehungen sich zu beträchtlichem Teile dorthin richteten oder die jener Häfen als Stützpunkte und Stapelplätze bedurften, eine entscheidende Einwirkung. Von freundlichen oder gegnerischen Beziehungen zu Genua wurde die politische Haltung Piacenzas, von denen zu Genua und Pisa die von Lucca, Florenz, Siena, von denen zu Venedig wiederum die der Romagna und der Mark Ancona in wechselnden Kombinationen beeinflusst. Sollte

¹⁾ Göttingische Gelehrte Anzeigen 1862, S. 129.